

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 96.

Freitag, 17. April.

1931.

Ein Mädchen — weiter nichts / Roman von Paul Enderling.

(12. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Jutta verstand glücklich das Schwesterliche darin und griff nach dieser Hand, wie sie nach dem Rettungsseil gegriffen hatte, damals in den Dolomiten, als sie im Geröll ausgeglitten war.

Aber warum blieb die alte Frau da drüben so fern? Sie fühlte doch all ihren Mitterschmerz mit — sie fühlte all die sieben Schwerter, die in ihr Herz gedrungen waren. Ahnte sie nicht, wie sie sich nach Mutterhände sehnte, und wenn sie hundertmal härter und rauer waren als die ihren? Sie, die ohne eine Mutter aufgewachsen war —

„Ich halte zu Georg“, sang ihre dunkle Stimme. „Ich las einmal in einem russischen Buch von Frauen, die den Arrestanten nach Sibirien folgten, in die grauenvolle Evidde und Schmach der Verbannung. Das meine ich...“

„Hörst du es, Mutter?“, fragte Malwine, und Jutta fühlte etwas auf ihr Haar tropfen. Und da fiel all ihr Stolz zusammen. Als sie gekommen war, war sie wie eine Fremde aufgenommen und später wie ein Feind betrachtet worden. Und nun fanden sie sich als drei Frauen, vom gleichen Weh durchglüht und durchschüttelt... drei arme Frauen, die um denselben Mann weinten, der ihnen verloren war...

13.

Als Jutta zu Hause in die Halle trat, kam ihr Dr. Dombrowsky entgegen, als hätte er auf sie gewartet. Er streichelte väterlich ihre Hand. „Na, wie geht's uns denn heute?“

Sie warf den Kopf zurück. „Glänzend, Doktorchen.“ „Ist das nicht eine etwas gewagte Behauptung? Man ist nämlich sehr blaß und hat Ringe um die Augen.“

„Man wird Rouge auflegen und sich besser pudern.“ Seine Hand, die noch immer die ihre gehalten hatte, glitt zum Puls empor.

„Die Temperatur ist nicht imposant“, spöttelte sie. Er zog ein besorgtes Gesicht. „Nicht spaken mit solchen Dingen! Sie gefallen mir heute gar nicht.“

„Ah Doktorchen, glauben Sie, daß ich mir gefalle?“ Plötzlich erwachte ihr Argwohn. „Sie sind herbestellt worden, wie? Sagen Sie ehrlich. Sie sollen eine Krankheit feststellen.“

„Aber bewahre. Ich war nur bei unserer lieben Frau Keller. Meine beste Kundin. Sie ist das Einzige, was ich meinem Sohn hinterlassen werde, um seine Zukunft gesichert zu wissen.“

Sein gutmütiges Lachen beruhigte sie nur wenig. Sie witterte eine neue Gefahr. Vielleicht spielten ihr auch nur ihre aufgewühlten Nerven einen Streich.

Als er das Stethoskop aus der Tasche hervorholte, mußte sie trotz ihrer Ängste lächeln. Dombrowsky sah doch manchmal wie ein märkischer Dorfarzt aus. „Soll ich mich hier etwa ausziehen?“

„Bewahre, bewahre.“ Er war ganz verlegen. „Nur ein bißchen das Innere ausspionieren. Es tut gar nicht weh. Richtig klopfte er ihren Rücken durch den dünnen Stoff ab, ließ sie „Ah“ sagen und belach die Mundhöhle. Alles mit gerunzelter Stirn.

„Nun lügen Sie mal feste. Was für eine feine

Krankheit haben Sie entdeckt? Hat sie schon einen Namen? Oder sind die klinischen Untersuchungen darüber noch nicht abgeschlossen? Tun Sie mir den Gefallen und suchen Sie für mich etwas Apartes aus. Ich bin sonst vor halb Berlin blamiert.“

„Ruhen! Viel ruhen! Legen Sie sich mal gleich ein Stündchen auf den Diwan. Bei offenem Fenster.“

„Ich möchte viel lieber Motor fahren, Doktorchen.“ „Um Himmelswillen! Da würde mich Ihr Papa schön anschnarchen.“

Sie hielt ihn an beiden Schultern fest. „Sehen Sie mir ins Gesicht. Sie haben sich nämlich verraten. Sie sind von meinem Vater hergerufen — meinetwegen.“

Er dämpfte seine Stimme. „Ist es denn so ein Wunder? Ihre Erregung gestern war auch für gewöhnliche Menschen reichlich auffällig, und nun gar in diesem Hause! Können Sie das einem Vater verdenken, wenn er da beunruhigt ist? Seien Sie froh, daß es noch jemand gibt, der sich um Sie sorgt.“

Jutta wollte sagen, daß ihr Vater sich um seine Sammlungen und Manuskripte mehr kümmerte als um sie. Aber die treuerzige Miene Dombrowskys erlaubte solche Worte nicht. Ob sie sich ihm anvertrauen sollte? Sie gab auch das auf. Vielleicht hielt er sie dann erst recht für krank: bei einer Tochter Reinhagens waren Leidenschaftern doch nur durch psychische Entgleisungen zu erklären.

„Aber schön. Ich will eine gehorsame Patientin sein. A reviderci, dottore.“ So flott wie möglich machte sie kehrt und ging in ihr Zimmer hinauf.

Der Doktor folgte ihr nachdenklich mit den Augen, putzte sich langsam die Brille, um dann mit einem kleinen Seufzer emporzusteigen und an der ersten Türe bescheiden zu klopfen.

Reinhagen sah an einem kleinen ovalen Malachittisch, vor sich ein sprichs Palimpsest, das er mit der Lupe prüfte. Er sah nur flüchtig auf, als Dombrowsky eintrat. „Guten Morgen. Nun, wie ist's?“

„Sie gefällt mir nicht, die Kleine.“

„Das Epitheton „Kleine“ sollten Sie sich nachgerade abgewöhnen, Doktor. Ich habe nämlich das Gefühl, als ob Jutta uns allen, auch mir, über den Kopf gewachsen ist.“

„Ihre Nerven sind nicht in Ordnung“, sagte Dombrowsky nach einer Weile kleinlaut.

„Und die Lunge?“

„Die Organe sind gesund. Wenn alle Berliner so wären, könnten wir Ärzte abdanken. Nur ein wenig erhöhte Temperatur. Nun, das passiert in so jungen Jahren ja häufig, ohne besondere Bedeutung beanspruchen zu können.“

Reinhagen legte die Lupe fort. „Sie wissen doch, daß meine Frau —“

„Ich weiß. Aber ich bin kein unbedingter Anhänger der Vererbungstheorie. Eine Regel, die so viele Ausnahmen aufweist, scheint mir keine rechte Regel mehr zu sein.“

„Ich weiß, daß meine Tochter in dieser Nacht nicht geschlafen hat. Sie hat sogar heftig geschluchzt.“

Dr. Dombrowsky sekte sich. „Haben Sie —?“ Eine Handbewegung schnitt den Satz ab. „Bewahre,

Frau Keller war so freundlich, sich darum zu kümmern.“ Er blickte den anderen scharf an. „Ich bin ihr dankbar für ihre Fürsorge.“

„Gewiß“, murmelte der Doktor, der etwas ganz anderes hatte sagen wollen.

Reinhagen legte sich in den Stuhl zurück. „Begreifen Sie als Arzt diese abnorme Erregung von gestern abend?“

„Gott“, erwiderte der Alte unsicher. „Wer sieht in das Herz eines jungen Menschen?“

Reinhagen runzelte die Stirn. „Es handelt sich hier nicht um das Herz, Doktor“, entgegnete er scharf. „Es handelt sich hier um ganz andere Dinge, verstehen Sie?“

Dombrowsky nickte. Er machte den Eindruck, als ob er hier vor einem Vorgesetzten säße, der ihn zur Rede stellte. So war es damals im Krankenhaus am Friedrichshain gewesen, vor zehn oder mehr Jahren, als ihn der berühmte Geheimrat wie einen dummen Jungen abgekanzelt hatte, weil er den Tumor bei der alten Frau nicht erkannt hatte. Na, die Frau war ja gerettet worden. „Fräulein Jutta hat sich über die Nachricht eben aufgeregt“, meinte er vorsichtig.

„Das ist eben das Unbegreifliche. Wie kann man sich über so etwas aufregen?“

Durch das Hirn des alten Arztes, der so viel Beichten angehört hatte, schoß ein Gedanke, den er aber nicht in Worte zu kleiden wagte. Es war ein törichter Gedanke, Jutta und diesen Verurteilten in einen Zusammenhang zu bringen, er fühlte, daß ihn sein bißchen Menschenkenntnis nicht betrog, aber aussprechen konnte man das hier natürlich nicht. So schloß er seinen Gedankengang mit der diplomatischen Wendung, auf die er etwas stolz war: „Das Gerechtigkeitsgefühl ist ein schönes Vorrecht der Jugend.“

„Möglich. Man kann aber auch das Gerechtigkeitsgefühl übertreiben. Wenn man nämlich nicht die Nerven in der Hand hat.“

Er stand auf und ging ein paar Schritte in dem schmalen Gang zwischen den Schränken und Vitrinen, zog eine Schublade heraus, die in Samtfächern kreisliche und phönizische Münzen enthielt, schob sie wieder energisch zu und sagte dann wie beiläufig: „Ich glaube, meine Tochter sollte reisen.“

„Verreisen? Ja, warum nicht?“

Reinhagen ging zurück, blieb vor ihm stehen und legte ihm die Hand auf die Schulter. Es kam bei ihm selten zu einer so nahen Berührung eines Menschen. „Verlassen Sie sich darauf! Es ist das Beste für sie... für ihre Gesundheit... das Beste, wenn sie fort kommt.“

Dombrowsky verstand sofort. „Sagen wir: Riviera. Wenn ihre Lunge in der Tat angegriffen ist, was sich ja im Anfangsstadium schwer feststellen läßt, gibt es nichts Besseres.“

„Nein“, antwortete Reinhagen kopfschüttelnd. „Ich hasse die Riviera. Dort ist alles vom Sportwahnstinn befallen.“

„Also Italien?“ schlug der Doktor unsicher vor.

„Wir kommen uns schon näher“, meinte Reinhagen freundlicher als während der ganzen Unterredung. „Aber diese Kaschisten — ich weiß nicht, ob das gut endet. Jutta ist ja schon so selbstherrlich und kann kein Blatt vor den Mund nehmen. Wie leicht kann sie sich da in Angelegenheiten bringen. Wissen Sie nicht etwas anderes?“

„Belleucht Ägypten? Heluan?“ Dem Doktor war zumute, als hätte er diesen Vorschlag nicht freiwillig gemacht, als hätte Reinhagen ihn ihm auf suggeriert.

Aber Juttas Vater war schon von ihm fortgegangen. Er nahm das Pergamentblatt zur Hand, betrachtete es eine Weile starr und wiederholte dann fast ungläubig: „Heluan? Sie haben am Ende recht. Ja, Doktor, Ägypten ist ausgezeichnet. Sie finden doch immer das Richtige.“

„Die Saison fängt aber eigentlich erst im September wieder an“, warf Dombrowsky schüchtern ein.

Reinhagen lächelte. „Was macht denn das aus? Jergendein Sanatorium ist sicherlich auf, und im Notfall

fände Jutta ja auch in Kairo Abwechslung genug.“ Er sann einen Augenblick nach und setzte in dem gleichen leichten Ton hinzu: „Abwechslung ist ja wohl die beste Medizin für angegriffene Nerven?“

„Gewiß. Klima- und Milieuwechsel.“

„Nun, das wäre ja in reichstem Maße vorhanden. Spree und Alt — das ist ja ein recht respektabler Wechsel, sollte ich meinen. Ich freue mich sehr, lieber Doktor, daß Sie mich auf diesen wirklich vortrefflichen Gedanken gebracht haben. Es war eine sehr glückliche Idee von Ihnen.“ Er rieb sich die Hände. „Übrigens trifft es sich gut, daß Jutta dort Gesellschaft finden wird.“

Dombrowsky sah ganz betäubt da. „Gesellschaft?“, fragte er.

„Ich bekam gerade heute von einem Jugendfreunde, einem Mr. Heß aus Milwaukee, die erregliche Nachricht, daß sein Sohn auf seiner Weltreise in Ägypten haltmacht. Ich kable gleich hin, daß er ein bißchen Kavalier spielen kann. Es kann diesem Halbwilden doch nichts schaden, wenn ihm unsere Jutta Kultur beibringt, nicht wahr?“

Dombrowsky stimmte kurz in das Lachen Reinhagens ein und erhob sich: er fühlte sich entlassen. Eigentlich hatte er bei Reinhagen immer das fatale Gefühl, in einer gnädigst bewilligten Audienz zu sein. Man wurde nicht warm bei ihm.

Als er das Haus verließ, blickte er unwillkürlich zu den Fenstern empor. Arme Jutta — dachte er flüchtig.

Eine Viertelstunde später stand Jutta vor ihrem Vater, der sie zu sich gebeten hatte.

Er sah eifrig durch die Lupe, notierte etwas und begrüßte sie dann freundlich. „Aber nimm doch Platz, mein Kind. In einem Augenblick stehe ich zu deiner ausschließlichen Verfügung.“

Es klang, als hätte sie ihn um diese Unterredung gebeten. Resigniert setzte sie sich. Was würde kommen? Es war nicht die Art ihres Vaters, sie in sein Arbeitszimmer zu rufen, wenn es nicht die Kataloge galt.

Sie sah immer noch die beiden Frauen in der Krümmen Straße vor sich, weinend, hilflos, an ein schweres Schicksal gebunden. Es stand schlimm um Georg Dollingen, wenn selbst Mutter und Schwester nicht an seine Unschuld glaubten. Wie sollte er Fremde davon überzeugen? Nun war sie die einzige in der ganzen Welt, die für ihn eintrat...

Sie hatte fast vergessen, daß sie hier vor ihrem Vater saß, und zuckte zusammen, als sie seine Stimme hörte: „Du siehst nicht gut aus, Kind.“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Gedicht.

Von Theodor Storm.

Dieses bisher noch ungedruckte Gedicht entdeckte Theodor Storms Enkel, Dr. Hans Storm, in einem Exemplar des heute selten gewordenen „Liederbuch dreier Freunde“. — 1846 schenkte mein Vater es seinem Bruder Otto und schrieb aufs erste Blatt folgendes Gedicht. Es wird wohl 1846 entstanden sein. Gertrud Storm.

Natur, du kannst uns nicht vernichten,
Weil es dich selbst vernichten heißt.
Verloren geht kein einziges Teilchen,
Doch wir selber gehn in Nichts.

Denn was wir Leib und Seele nennen,
So fest in eins gestaltet laum,
Es löst sich auf in tausend Teilchen,
Und wimmelt durch den weiten Raum.

Es waltet stets dasselbe Leben,
Natur geht ihren eigenen Lauf;
In tausend neu erschaffenen Wesen
Stehn diese tausend Teilchen auf.

Das Wesen aber ist verloren,
Das nur durch ihren Bund bestand,
Wenn nicht der Zufall die verstaubten
Aufs neu zu einem Sein verband.

Tiere warten auf den Frühling.

Von Paul Eipper.

Seit Monaten lebe ich auf einem einsamen Gutshof zwischen Wald und Seen, und während dieser langen Zeit habe ich wohl weniger Menschen gesehen als mancher auf seinem täglichen Weg vom Bureau nach Hause.

Aber vieles Götter ist um mich, in Ställen, unter freiem Himmel, im Moor und Tannengrund, gefiederter und fellsverhüllter. Wir haben gute Kameradschaft miteinander gehalten, uns redlich bemüht, die Wochen der Kälte und des Schnees zu überwinden.

Manche Stunde bin ich in jenem langgestreckten, niedrigen Gebäude gewesen, wo zu zwölften in einer Reihe die schwarzbunten Kühe stehen, sauber gepflegt, auf sauberem Stroh. Es ist nicht sehr licht in diesem „Saal“, wenn man aus der Winterhelligkeit kommt; aber ein anheimelnder Dunst von Milch und Wärme weht einem entgegen, und geheimnisvolle Geräusche — monotonen Schnarren, Mahlen und Rascheln, leises Rattengeklirr — beschäftigen das Ohr. Allmählich schauen uns aus dem Dämmer die großen dunkelglänzenden Kuhaugen sanft und fragend an; neugierig sind diese Tiere, und immer wieder brummt da oder dort ein tiefes, langgedehntes Mäh.

Aber über der Stille, die von den kleinen Naturgeräuschen untermalt wird, schwingt herrlich und fast wild ein immerwiederkehrender Laut, als ob ein Nebelhorn kurze, scharfe Warnungstöne von sich gebe. Das ist die Stimme des riesenhaften, zwanzig Zentner schweren Bullen, der „König“ heißt und in Wahrheit der Herrscher dieser 180 Kühe ist. Die verschiedenartigsten Verwandtschaftsbeziehungen verknüpfen ihn mit seiner Umgebung; er ist der Vater, der Gatte, Schwiegerohn und in einigen Ausnahmefällen auch der Großvater.

Seit Ende Oktober stehen die Kühe in diesem Stall, lebendige Milchmaschinen eines kalkulierten Betriebes, werden mit Kraftfutter versorgt nach Maßgabe ihrer Milchleistung; ja, es ist sogar wie in der Schule: die Besten bekommen ledere Prämien. Aber die Monotonie ihrer Tage geht nun zu Ende; ich glaube fast, sie spüren es, denn seit die Frühlingssonne zu den kleinen Fenstern hereinscheint, werden ihre Rufe lauter und voll Sehnsucht.

Ende April springt das Stalltor auf; die Halsbänder werden von den Futtertrögen losgemacht, und in langem Zug trolchen die Kühe hinaus auf die Weideköpfe, brauchen nun nicht mehr in Reich und Glied zu stehen, zu warten, bis die Küher das Heu und die Rüben herbeifahren. Gottes schöne Natur gehört ihnen, das saftige Gras und die vielen süßen, herb, würzig und bitter schmeckenden Blumen und Kräuter. Aller Zwang ist vorüber: Tag und Nacht, während die Lerche singt und das Ränzchen schreit, können sie nach eigenen Regungen weiden, springen und schlafen. Zwei Wassertümpel gehören zu ihrem Reich und viele schattenspendende Bäume.

Jenseits ihres Koppelzaunes, auf der Nachbarmiese, toben die Kälber, die sie während der Wintermonate geboren haben und nur einen Tag bei sich behalten durften. Damals schrien die Kuhmütter und klagten eine ganze Nacht, wenn die Kleinen fortgeführt wurden in den Gemeinheitsraum. Nun ist man sich fremd geworden, reißt nur zuweilen über den Stachelbraut hinweg die weichen Ruffeln aneinander.

Während ich diese Zeilen schreibe, geht vor den Fenstern meiner kleinen Bauernstube ein glühendes Leuchten über den Himmel, die Sonne sank eben unter den Horizont. Von der Birke schwingt sich ein Star in die Luft und singt melodisch einen Gruß an den Frühling. Aber noch ist es nicht ganz so weit, grau und leer liegt die Koppel, und wir werden heute wieder eine kalte Nacht bekommen, obwohl um die Mittagszeit warm, ja sogar heiß die Sonne schien.

Trotzdem treffen Tag um Tag Scharen von Zugvögeln ein — in Erwartung des Frühlings. Mit hellem Trompeten kam gestern das Kranichheer, immer wieder schwebte ein dunkler Keil aus schlanken Bogelleibern über das Hausdach, und unter vielstimmigen „Krah-krah“-Lauten kreisten sie mehrere Male über dem See, fielen dann am Wiesenhang ein, suchten sich Nahrung — und vielleicht schon Nistgelegenheiten.

Auch die Finken sind schon da, die Lerchen, vom Star ganz zu schweigen. Die Rohrdommel dröhnt am Abend mit dumpfem Schlag, und Kiebitze sehe ich auf allen Wegen. Schneepfen streichen über den Waldsaum; es ist geradezu ein Gewimmel in der Luft und im Gezweige. Und ein dauerndes, immer wechselvolles Konzert. Denn auch die Stadtvögel rühren sich jetzt mehr; sie müssen ja gegen die Neuankömmlinge ihr Quartier behaupten; jedes sucht sein Nest, einen Schlupfwinkel, eine Nöhre, ein Astloch, um zu brüten, sobald der Frühling wirklich eingezogen ist.

Nun handelt es sich nur noch um Tage, und auch das Futterfuchen bereitet keine allzu großen Schwierigkeiten, denn schon gaulen Küden durch die Luft und fette Spinnen trabbeln über das vorjährige Laub. Aber vor drei Wochen, als die ersten Wildgänse durch den Nebel und Schnee dahergezogen kamen, war manche Not im Reich der Zugvögel. Wir fanden eines Abends zwischen Scheune und Schuppen einen Krametsvogel schwach und flugunfähig vor Kälte und Hunger, sichere Beute der Raben. Die schöne, braunweißgepunktete Drossel ließ sich unschwer greifen, und ich trug sie in meine warme Stube. Das kleine Vogelherz schlug in schauerlicher Hast, und nach einer Weile sank die Drossel in meinen Händen müd zur Seite, der Flügel forste sich, das Köpfchen schlug rudartig nach links und rechts, und aus dem geöffneten Schnabel zuckte der Atem. Immer stiller wurde es um die arme Kreatur; plötzlich bewegten sich die Füße schnell, als wollten sie den Körper forttragen, alle Krallen zogen sich zusammen und gingen wieder auseinander, der Glanz wich aus den kleinen, schwarzen Augenperlen, und das winzige Gefieder an der Kehle bewegte sich nicht mehr — tot.

Noch einen anderen verfrühen und nolleidenden Zugvogel habe ich für einige Stunden beherbergt, ein erschöpftes Wasserhuhn. Es stand schuchsend am Hauseingang, wollte die Brotkrumen und Kohlstücke nicht fressen, die ich ihm aus der Küche holte. Aber ruhig sah der wildlebende, sonst lächere Vogel in meiner Stube, ließ sein schwarzamantes Gefieder streicheln und die selbstsam breitklappigen Schwimmfüße betrachten, das Stirnfeld, das in seiner spitzen Keilform elfenbeinweiß auf dem schwarzen Kopfe ruht. Schließlich schien sich das Wasserhuhn in der Stille und Wärme geköstigt zu haben, klatterte zum Fenster, pickte gegen die Scheiben, wollte fort. Ich öffnete ihm und ganz gemächlich watschelte mein Gast über den Schnee der Tannenschonung zu, nächste Etappe auf dem Weg zum Frühling.

Alle Tiere warten auf den Frühling! Bald wird auch der große Schaffstall leer und verlassen sein, in dem ich so oft als einziger Mensch unter 300 wolgigen Tiergeschöpfen stand, dem vielstimmigen Mähgebläß lauschte und verlachte, festzustellen, welche Lämmer zu welchen Müttern gehörten. Die alten Tiere sind grau, schmutziggelb und einige gar dunkelbraun. Alle haben sie milde Gesichter von ägyptischem Schnitt. Weiß wie Schnee sind die Lämmchen; ihr Fell sieht sich an, als sei es dicke, weiße Seide. Aber trotz ihrer zerbrechlichen Schlankheit sind diese Lämmer recht lebendig, hüpfen in munteren Sprüngen, und auch die Neugeborenen stoßen schon ganz robust nach dem mütterlichen Euter. Der Schaffstall hat mich manche trübe Winterstunde froh gemacht. Eine gelbweiß gestromte Kake lebt hier, jagt Mäuse und Ratten, windet sich wie eine Schlange durchs Stroh, springt hinauf zum Hürdengeländer und balanciert über den Schafen hinweg auf dem schmalen Gesims, die Schwanzfahne steil nach oben gerichtet. Es ist, als nehme eine graziose Königin die Parade ab, denn wo die Kake auch geht, wenden sich ihr die Köpfe der Wolligen zu, beschauern ihre weichen Pfötchen, so daß ich zuweilen den Eindruck habe, als werde das Kaketier getragen von der rhythmischen Woge der emporgeredten Köpfe meiner Schafe.

Die Kake bleibt im Stall. Der schwarzrote Spitzhund wird jetzt der Herrschergewalt über die Schafe bekommen, und unter seinem Kommando ziehen sie alle hinaus zum Seegelande, am Antmannsbruch vorbei, dem Weidenflak entgegen. Vielleicht, daß dann ein Storch neben ihnen stolziert, auf Frösche hungrig; auch die Rehe werden am frühen Morgen erscheinen, denn sie äßen gern zwischen Wald und See, wenn die Wiesenblumen blühen.

Jeden Samstagabend ersticht für den tierliebenden Menschen die größte Freude. Da werden die schweren Adersperde befreit von Zaum und Joch, alles Geschirr bleibt zurück, und über den Gutshof braust mit schredlichem Gepolster eine wilde Jagd. Unsere 25 Gänse toben am Park vorbei auf die Wiese, werfen sich voll Übermut und Freude ins Gras, wälzen sich und wissen nicht, wohin mit ihrem Temperament. Das ganze Wochenende verbringen sie so und kommen am Montagmorgen um 4 Uhr willig zurück, sobald der Vorknecht ruft. Ich meine diese schweren Pferde, die ja im Winter auf vereisten und auf grundlosen Wegen besonders harte Arbeit verrichten müssen, sie freuen sich am meisten auf Frühling, Sonne und Freiheit.

Humor.

Aus dem Regen in die Traufe.

„Ich kann das Zeug nicht essen,“ seufzte der junge Ehemann. „Das macht nichts, mein Liebling“, flötete sie. „Ich habe so vorzügliche Rezepte für die Verwertung von Überresten.“ „Dann will ich es doch lieber essen.“

* J. L. Seifert: „Die Weltrevolutionäre“ (Von Bogomil über Hus zu Lenin.) (Amalthea-Verlag, Wien.) Auf Grund genauester Kenntnis der Slawen und umfassender Kenntnisse auf historischem und ethnologischem Gebiete setzt sich der Verfasser mit dem bolschewistischen Problem in weltweitem Rahmen auseinander. Auf den Ergebnissen der Kulturkreislehre der historischen Völkerkunde aufbauend, entrollt er, der abendländischen Ideengeschichte folgend, den Geisteskampf zwischen Ost und West, zeigt den Anteil der Germanen, Romanen und Slawen am Aufbau und an der Versekung der abendländischen Kultur auf und entdeckt überraschende Analogien zwischen der bolschewistischen, russischen und bogomilischen Revolution. Immer wieder fällt neues Licht auf die brennendsten Fragen der Gegenwart. Die Probleme der Rassenforschung und Völkerkunde, der Dogmen- und Sektengeschichte, der Staatslehre und Soziologie und nicht zuletzt der Sexualethik und Sexualmetaphysik erfahren nicht blutleere Definitionen aus weltfremder Gedankenfülle, sondern lebendige Deutung und unmittelbar einleuchtende Lösung. Eine eingehende Analyse der ältesten Kultur der Slawen, die sich als die eines ehemals mütterrechtlichen Pflanzervolkes entpuppt, eröffnet dem westlichen Leser eine neue, bisher so gut wie unbekannte Welt.

* „Das Doppelgesicht des Christentums.“ Von Pfarrer Dr. G. Schenkel (Verlag Strecker und Schröder, Stuttgart.) Dieses Buch soll die Ursachen der vielfachen Unfruchtbarkeit und Ratlosigkeit der christlichen Konfessionen gegenüber den drängenden Gegenwartsfragen untersuchen. Dabei wird sich zeigen, daß das Christentum ein Doppelgesicht trägt: einerseits enthält es in der Persönlichkeit und Lehre Jesu eine geistige Religion, die die Quellen der sittlichen Erneuerung in voller Freiheit darbietet und unbegrenzte Möglichkeiten der Weiterbildung und des Fortschritts in sich schließt; andererseits enthält es ein mythologisches Weltbild des primitiven Denkens, das keinen Fortschritt zuläßt und das mit den wissenschaftlichen Erkenntnissen der Astronomie und der Naturwissenschaften, der Psychologie und der Ethik sich in keiner Weise vereinigen läßt. Die Überwindung dieses primitiv mythologischen Weltbildes durch ein praktisches Christentum im Sinn der Botschaft Jesu ist notwendige Voraussetzung, wenn das Christentum aus einem Hemmschuh der menschlichen Entwicklung zu einer Quelle der Gesundung und zur richtungsgebenden Kraft werden soll.

* Bruno Stümke: „Wilhelmine Ende“. Der Roman einer ungekrönten preussischen Königin. (Verlag Ullstein, Berlin.) Wilhelmine Ende war die Tochter eines Musikers, die Geliebte des Kronprinzen und späteren Königs Friedrich Wilhelms II. Die Geschichte billigt ihr zu, daß sie voll guten Willens war, die Zeitgenossen haben sie grenzenlos verehrt und grenzenlos verachtet — der Dichter gibt ihr die schenkende Kraft, die Lieblichkeit des Herzens, die Zweifel eines suchenden Geistes zurück, die die Lebende gehabt haben mag. Er schildert außerdem die schwankende Stellungnahme der Zeitgenossen zu der Gestalt des Königs und die Entstehung der Legende, die aus dem eben noch Geschmähten nach seinem Tode einen Gott werden läßt.

* Sigrid Undset: „Harriet Waage“, Roman. (Universitas, Deutsche Verlags-A.-G., Berlin W. 50.) „Harriet Waage“ ist (nach „Jenny“ und „Frau Hjelde“) die eigenartigste und bezauberndste der modernen Frauengestalten, die Sigrid Undset geschaffen hat. Ihr Kampf geht um die Befreiung aus einer unglücklichen Ehe. Sie ist durch die Liebe zu ihrem Kind in den Pflichtenkreis einer konventionellen Ehe gebannt. Leidenschaft zu einem anderen Mann reißt sie von ihrem Gatten fort; sie glaubt, endlich wirkliches Glück gefunden zu haben. Um so schmerzlicher dann die Erkenntnis, daß die ungünstigen gesellschaftlichen Bedingungen diese Liebe allmählich zu untergraben beginnen. Die Kühnheit seiner Problemstellung, die Schönheit der Sprache und die besonders geglückte Zeichnung des eigenartigen Frauencharakters machen den Roman besonders interessant.

* E. Wharton: „Die oberen Zehntausend“, Roman. (Verlag Paul Höltnagel, Wien IV.) Ein lebensprübender Roman, der ein großartiges Bild der New Yorker reichen Gesellschaft gibt, jenes demokratischen Bürgertums, das sich nicht aristokratisch genug gebärden kann. Im Mittelpunkt steht Pauline Manford, eine vollendete Dame der Gesellschaft, immer tätig, Mitglied zahlloser Vereine.

alle Interessen (auch die gegensätzlichen) fördernd und alle Begehrnisse ihres Lebens zu einem persönlichen Erfolg schmelzend. Ihr Leben ist nur eine Art Luxuseristenz, mühsame Betriebsamkeit, die dem Ernst, der Tragik des Lebens ausweicht. Und ähnlich ist es mit den anderen Gestalten des Buches, einer Galerie hypermoderner Figuren, deren Tragik darin liegt, daß sie allem Tragischen die Spitze abbrechen, so daß keiner sein eigenes Schicksal durchlebt — mit einer einzigen Ausnahme, der herben, tapferen und klugen Nona, der Tochter Pauline Manfords, die einsam bleibt in der Welt ihrer Mutter.

* René Koe: „Mit toten Augen zum Licht“. (Verlag von Ernst Heinrich Morik [Inh. Franz Mittelbach], Stuttgart.) Das Schicksalsbuch des Kriegsblinden! Kein Kriegsbuch! Nur ein kleiner Teil ist den militärischen Ereignissen gewidmet. Hier schildert der Mensch, welcher des Krieges Leid in der erschütterndsten Form erleben mußte, sein Denken und Fühlen vom letzten Augenblick der erlöschenden Sehkraft, von den Zeiten darauffolgender entsetzlicher Not, bis zum Wunder des erneuten Lebens.

* „Du und die anderen.“ Ein Frauenbuch von Marie Steiner-Lengauer. Zweite Folge. (Verlag Walter Loeppchen, Weiringen.) Das sind Plaudereien mit jungen Mädchen, oder besser „Sonntags- und Werktagsandachten“. Auch aus diesem neuen Buche erkennt man, daß hier eine Frau zu ihren Leserinnen spricht, die in inniger Berührung mit der Jungmädchenwelt von heute steht. Aus wirklichkeitsnaher Lebenskenntnis heraus werden hier all jene Fargen des täglichen Lebens erörtert, über die die Jugend so leicht stolpert: die Stellung zu den Angehörigen, zu den Mitmenschen, zur Arbeit, Beruf und Schicksal. Dieses jungen Mädchen zugeordnete Buch ist auch ein Buch für Mütter. Ihnen will es den rechten Weg zeigen zu ihren heranwachsenden Töchtern, der in unseren Tagen so vielen verloren zu gehen droht. — Besonders aber unseren Töchtern wird M. Steiners Buch von großem Nutzen und Segen sein.

* Neuerscheinungen des Verlags „Ars jacra“ (J. Müller, München): Otto Theodor Müller: „Ein kleiner Held“; Helene Pagés: „Frauen auf des Herrn Kreuzweg“; Sigrid Undset: „Das Weihnachtswunder“; Kreuzwegbüchlein. Erbauungsbücher im schönsten Sinn sind auch wieder diese vier Neuheiten des führenden katholischen Verlages. Der gediegene Inhalt verbindet sich mit feiner Kultur der Ausstattung. Von wundervoller Zartheit ist die „Lebensgeschichte eines Gnadenkinds“. Helene Pagés findet leuchtende Worte für den Werktag der Frau und Mutter. Tiefe Frömmigkeit, edelste Poesie flündet sich aus Sigrid Undsets „Weihnachtswunder“. Der Franziskanerlekt der Kreuzwegandacht ist von kraftvoll-herben Bildern des Passionsweges (von Ph. Schumacher) begleitet. Auch die anderen Bände haben keine Lichtdruckbilder aufzuweisen, besonders eindrucksvoll sind Schöpfungen von Prof. L. Feldmann. Den Gläubigen können die Schriften in schwerer Stunde Trost, Selber und Licht spendend sein.

* „Arten im Garten.“ Erfolgreiche Schädlingsbekämpfung. (Wenn du einen Garten hast, II. Teil) von A. Meier. (Französische Verlagshandlung, Stuttgart.) Übersichtlich, klar und eindringlich — auf langjährigen praktischen Erfahrungen des Verfassers fußend und auch die neuesten Mittel und Maßnahmen berücksichtigend, ist hier auf alles eingegangen, was zur Gegenwehr gegen die Schädlinge als Vorbeugung und Bekämpfung getan werden kann, und angegeben, wo man wertvolle Helfer findet, wie man einen schöneren und ertragreicheren Garten bekommt.

* „In zwölf Tagen Kraftfahrer.“ Von Ingenieur Arthur Köllner. (Verlag Ernst Beidede G. m. b. H., Eisenach.) Der Verfasser hat in Berücksichtigung der vorgeschriebenen Mindest-Unterrichtszeit von zwölf Tagen das gesamte Stoffgebiet des mündlichen Unterrichts in zwölf Abschnitte eingeteilt. Für jedes der zwölf Kapitel des Buches sind die wesentlichsten und gebräuchlichsten Prüfungsfragen, wie sie der amtliche Prüfungsingenieur dem Kraftfahrerschüler vorzulegen pflegt, zusammengestellt. Die Antworten auf die Prüfungsfragen sind in den Text so eingeschaltet, daß eine flüssige Stoffbehandlung gewährleistet ist.

* „Schmachhafte Kofkost“ und andere vitaminhaltige Nahrung, von Geh. Med.-Rat Dr. med. R. Kistner. (Verlag Bruno Willems, Hannover.) Eigentümlich ist allen Rezepten Richters die große Sorgfalt in Bezug auf die Gewürzzutaten, die in einer besonderen Kochanleitung ganz ausführlich behandelt werden.